

(Nachdruck verboten.)

12) Auf der letzten Schwärze.

Roman von Gustav af Geijerstam.

Dies war Fille Bumm's letzte Großthat, und die Erinnerung daran vermischte sich in behaglicher Weise mit den Dämpfen des gestrigen Rausches. Doch der Großhändler wollte sich noch immer nicht zeigen, und Fille Bumm stand in Ermangelung von etwas Besseren auf der Brücke und machte die Beobachtung, daß das Wasser anfang kalt und herbstgrün auszusehen und ein nördlicher Wind sich erhob. Große, dunkle Wolkensegen zogen über die blauen Berge der Landseite und bildeten schwarze, schwere Schatten über den weiten, zackigen Klippen.

„Das ist doch gut, daß der Großhändler sich nicht fürchtet, zu segeln“, dachte Fille Bumm, und seine kleinen Augen plirrten bei dem Gedanken an die Genüsse, die ihn erwarteten, wenn er zur Stadt kam, einen Koffer in der Tasche, und einem größeren Publikum die Geschichte seines Sturzes vom Dache erzählen konnte.

Da hörte Fille Bumm jemand hinter sich auf der Brücke gehen, und er drehte sich um, um zu sehen, wer es war. Der Großhändler konnte es nicht sein, denn der Großhändler hatte die spakhafte Gewohnheit, zu jodeln und laut zu schreien, wenn er ging, und außerdem setzte er die Absätze so auf, daß es krachte. Dies that er, wie er zu sagen pflegte, um zu zeigen, daß „ein besserer Mensch“ kam.

Die Gestalt, auf die jetzt Fille Bumm seinen Blick heftete, ging so vorsichtig über die Brücke, als trippelte sie über Eier. Der Mann ging so langsam, als fürchtete er, die Brücke könnte nicht halten; und hätte jemand Bumm gefragt, ob er der Ansicht sei, daß jetzt „ein besserer Mensch“ käme, so wäre er dem Fragenden wohl die Antwort schuldig geblieben. Fille Bumm hatte mit den Augen geblinzelt und den Antömmeling betrachtet, ohne zu sprechen, während er sich innerlich vor zurückgedrängter Lustigkeit schüttelte. Dies that Bumm schon jetzt, obgleich er ganz allein war, und es machte ihm Spaß zu sehen, wie eintönig grau der Kommende vom Kopf bis zu den Zehen war. Der Rock war war grau, und das Halsstuch, das zweimal um den Hals geschlungen lag, war auch grau. Der Hut und die schiefgetretenen Schuhe, der Kinnbart, der von einem Ohr zum andern ging, das Haar, das Gesicht, die Augenbrauen, ja selbst die Augen machten den Eindruck eines verwaschenen Graus, in dem alle andern Farben ertranken. Es lag nichts Herausforderes in dem Auftreten dieses Mannes. Er war demütig in seinem Benehmen wie ein Mensch, der sich in eine ganz fremde Umgebung versetzt fühlt, von der er nicht das mindeste versteht; und er lästete die Mütze, als er Bumm erblickte. Er sah aus, als wüßte er, daß er einer in diesem Orte verachteten Rasse angehörte, und Fille Bumm sah aus, als wüßte er es ebenfalls.

„Diener“, sagte der Schwärzenbewohner und nickte dem andern herablassend zu. „Bist Du von daheim?“

Mit seinem scharfen Blick für das verachtete Gewerbe, das darin besteht, hinter dem Pfluge einherzugehen und in der Erde zu graben, taxierte Fille Bumm den Kommenden mit dem unbestimmbaren Schimpfnamen Bauer, und durch gewisse Anzeichen war er überzeugt, daß er vor sich nicht nur einen Bauer schlechtweg, sondern einen Bauer aus Hisingen hatte. Und das machte die Sache noch ärger.

Fille Bumm wußte aus eigener Erfahrung, daß er einer der Herren des Meeres, wenn er auf absatzlosen Seemannsschlappen oder in hohen Seestiefeln, im Bollenwams, den Südwesten im Nacken, in Hisingen ans Land schlurste und da in eine Versammlung Bauern geriet, er selbst eine schlechte Figur machte und es sogar passieren konnte, daß er da zu wissen bekam, daß er lebte. Das war ihm schon in früheren Zeiten geschehen, und nun fand er, daß er sich bei dem Bauer für das letzte Mal bedanken konnte. Der Rassenhaß flammte in ihm auf, und übrigens hatte er ohnehin nichts zu thun, bis der Großhändler kam.

Da der Angeprochene nicht antwortete, wiederholte Bumm seine Frage, und fühlte sich sehr glücklich, als er sah, daß der kleine Mann zornig wurde. Der Bauer verstand nämlich sehr

wohl, daß man ihn zum besten halten wollte, und es lag auch gar nicht in Fille Bumm's Absicht, das zu verhehlen.

Aber fremd, wie er sich da zwischen all den Booten, Fischen und Gerätschaften mannigfacher Art fühlte, an denen er auf seiner Wanderung durch das Dorf vorbeigegangen war, fiel dem Bauer nichts andres zur Antwort ein, als ein bedeutungsloses Ja. Und das reizte ihn noch mehr.

„Das hab' ich gleich gesehen“, versicherte Bumm, der fühlte, daß er die Oberhand hatte, und nicht abgeneigt war, sie zu mißbrauchen.

Er maß den kleinen grauen Mann mit den Blicken und bemerkte:

„Was thust Du überhaupt hier?“

Der kleine Mann sah so erschrocken aus, als fürchtete er, man könnte ihn auf unerlaubten Wegen vermuten, und antwortete kleinlaut, während in ihm der Zorn garte:

„Kartoffeln wollt' ich verkaufen.“

„Ah, der Teufel“, sagte Fille Bumm. „Hast Du mehr Kartoffeln, als Du fressen kannst?“ Na, bietest Du mir keine Biere an?“

Der Bauer wurde ganz verwirrt und nahm mechanisch eine kleine, abgegriffene Messingdose heraus, die er seinem neuen Bekannten geöffnet reichte. Bumm guckte in die Dose, machte mit einer geübten Bewegung rings um die Kanten reinen Lisch und steckte eine solche „Lorsbank“ in den Mund, daß die Augen des andern in ungeheurer Verblüffung von der Dose zu Bumm's Lippen liefen, zwischen denen der Tabak verschwunden war.

„Jja“, meinte Bumm und schmalzte mit den Fingern.

„Solche „Lorsbänke“ nimmst Du Fille Bumm. Jetzt kennst Du mich, und da bist Du wenigstens nicht umsonst hier gewesen.“

Der Bauer hatte kaum ein Wort gesagt, doch die ganze Zeit über garte es in ihm, und jetzt kochte es über.

„Ich hab' nicht vorgehabt, neue Bekanntschaften zu machen“, bemerkte er und sah aus, als sei er sehr zufrieden mit dem, was er gesagt hatte.

Fille Bumm pffif.

„Ne, aber Kartoffeln verkaufen wolltest Du“, sagte er.

Der Bauer wurde für einen Augenblick ruhig. Der Gedanke an den Verdienst tauchte mechanisch in seinem Hirn auf. Und vorsichtig probierend, meinte er: „Will der Herr vielleicht kaufen?“

Das war gerade, was Fille Bumm erwartet hatte, und darum antwortete er mit großer Sicherheit: „Ich esse nie Kartoffeln.“

Der Bauer fuhr zusammen. So etwas, wie daß es Leute gab, die keine Kartoffeln aßen, fiel nicht in das Bereich seiner Erfahrung. Er glaubte es auch nicht. Aber um etwas zu sagen, fragte er Bumm, wer er eigentlich wäre, daß er gar so sein thäte.

„Ich!“ antwortete Bumm mit unerjütterlicher Ruhe.

„Ich bin Dachdecker.“

Der Bauer sperrte die Augen auf und betrachtete den kräftigen Alten, der den Südwesten im Nacken hatte, Seestiefel an den Füßen und ein gestricktes Bollenwams auf dem Körper, und der da stand und sagte, er sei Dachdecker.

„Wenigstens war ich es gestern“, fuhr Bumm fort.

„Siehst Du das Haus da?“

Er wies auf das zweistöckige Wohnhaus am Hügel, wo er am vorhergehenden Tage seine Heldenthat vollbracht hatte, und das nächst dem Pfarrhose das feinste auf der ganzen Insel war.

Dann machte Fille Bumm seinen Sprachkasten auf, und es mag wohl sein, daß er prahlte. Er vermischte Dichtung und Wahrheit, und er schwor darauf, daß er in solcher Sturmesseile über das Dach gerutscht sei, daß er mit gleichen Füßen über das Staket kam und erst unten am Meere Halt machte. Dann gab seine Phantasie zu dem abendlichen Trinkgelage über, und zu erzählen, daß er, Fille Bumm, es war, der die ganze Insel freihielt, das betrachtete Fille Bumm ein'rich als eine Schuldigkeit gegen sich selbst. Hierauf ging er zu verschiedenen andern Einzelheiten betreffs seiner Person und seiner Verhältnisse über. Und zum Schluß forderte Fille Bumm den biederen Landmann auf, in den verschiedenen Hütten anzuklopfen und sich zu überzeugen, ob

nicht jedes Wort, das er gesprochen, die lauteste, reinste Wahrheit wäre.

Zu einer solchen Expedition hatte der Landmann jedoch keine Lust. Er wurde immer mißtrauischer, und als Fille Bumm dies merkte, entledigte er sich eines Teils der eben eroberten Prife und sprach sich direkter aus:

„Glaubst Du, Bauer, daß ich lüge?“

Dies wagte der Bauer nicht auszusprechen, aber da ihm diese Auredeseform nicht behagte, brummte er etwas in seinen Bart und kehrte Fille Bumm den Rücken.

Behutsam machte er einige Schritte auf der Brücke vorwärts, und unter all dem Krän, der da aufgestapelt lag, erblickte er etwas, das ihm bekannt vorkam. Es waren ganz einfach einige Säcke, welche auf der Brücke standen, die der Bauer nach dem Aussehen zu erkennen glaubte, und als deren Inhalt er bei jeder andern Gelegenheit Kartoffeln bezeichnet hätte. Aber hier war alles so wunderbar, daß man nichts sicher wissen konnte, und außerdem begann das Schweigen drückend zu werden. Darum fragte er, was in den Säcken wäre, und Fille Bumm maß den kleinen Mann noch einmal mit den Augen, gleichsam um herauszukriegen, wie dumm der Bauer eigentlich sein konnte. Durch sein Hirn zuckte im selben Augenblick der Gedanke an eine wichtige Reform, die im Zusammenhang mit dem Festland eben durchgeführt werden sollte, und dann bedachte er, daß der Bauer ja aus Hisingen war. Diese Gedanken legte er zu der Frage des Graurocks und antwortete, ohne zu blinzeln:

„Das ist das Reichstelephon.“

Das war doch ein wenig zu stark, und der Bauer machte zwei Schritte zurück, um unmittelbar darauf wieder vorzutreten. Fille Bumm vergnügte sich unaussprechlich, und der Bauer kam den mystischen Säcken immer näher. Fille Bumm begriff, daß er sie anrühren wollte, und er ahnte, daß der Graurock, wie dumm er auch sein mochte, im Falle er dies geschehen ließ, entdecken würde, wo der Hund begraben lag.

„Du, die rühre lieber nicht an,“ bemerkte Bumm gelassen.

Der andre drehte sich um und warf seinem Widersacher einen mißtrauischen Blick zu.

„Warum denn?“ meinte er.

„Ja, weißt Du nicht?“ antwortete Bumm überlegen.

„Da geht er los.“

Er geht los? Was für ein Er? Was sollte das heißen?

Der kleine graue Mann hatte den Höhepunkt der Verblüfftheit erreicht und wußte weder aus noch ein. Fille Bumm war auch im Begriffe, etwas Neues ausfindig zu machen. Er stand gerade und suchte nach weiteren Argumenten, die geeignet sein konnten, seine fühne Behauptung zu bekräftigen, als seine Aufmerksamkeit plötzlich nach einer andern Richtung gelenkt wurde.

Den Hügel hinab, der gerade oberhalb der Dampfschiffbrücke lag, kam Märta in vollen Lauf. Sie sprang von Stein zu Stein, und obgleich sie in Arbeitskleidern war, sah Fille Bumm doch, daß sie sich ein wenig heraufstapelt hatte. Was gab es? Warum lief sie?

Fille Bumm erinnerte sich seiner früheren Beobachtungen, und die waren, daß Märta in letzter Zeit, schon seit der „Delphin“ gefegelt war, herumging, als hätte sie Witwenkummer. Nun war ja der „Delphin“ fort und Niels mit ihm. Warum lief sie? Fille Bumm hatte seine Zeichen, und er wußte, daß ein Mädchen auf eine Art lief, wenn es etwas andern galt, und auf eine andre Art, wenn es sich um ein Liebessteldichein handelte.

Nun war das Mädchen gerade vor der Brücke.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Trinkstuben.

Zu der Zeit, da das städtische Leben in Deutschland sich noch in den Kinderschuhen der Kleinbürgerei befand, da der Zunfthandwerker die ganze Produktion besorgte und eine strenge Gliederung nach Ständen die einzelnen Teile des Stadtwolles wie mit eisernen Keisen umgab, war eine Einrichtung vorhanden, die aus dem Geist der Zeit geboren war und unser Interesse verdient: die Trinkstuben. Diese Trinkstuben der Ratsherren, des Geschlechts, der Handwerker sind nicht zu verwechseln mit unsern Gasthäusern oder Wirtschaften; die Ständeordnung hatte sie hervorgebracht, mit ihr gingen sie auch zu Grunde.

Zu jener Zeit war der Städter von einer derberen Art. Für geistige Gemische hatte er wenig Sinn, doch desto höher wurden die materiellen eingeäschigt. Auf gutes Essen, und vor allem gutes Trinken, hielt er. Der Trunk war sein Begeisterungsmittel, er war der Trost im Schmerz und der Zeuge der Freuden. Die Bierbrauer und die Weinküfer gehörten zu den angesehensten Handwerkern der Städte und meist sorgten die Städte selbst allzeit für einen guten Trunk durch die Errichtung von Stadtbrauereien, und die Ansammlung von Weinvorräten in den Ratskellern. Wurde ein Zunftgesell mit dem Weiserrrecht oder sonst ein Bürger der Stadt mit einer Berechtigung belehnt, hatte ein neuer Ratsherr sein Amt angetreten oder ein Bürger einen Kauf abgeschlossen — der Trunk beschloß den Vorgang.

Hieraus entwickelten sich die Trinkstuben, zugleich ein äußerliches Zeichen der strengen Abgeschlossenheit, die der Städter selbst bei seinen Festen und an seinem Trinktische beobachtete. Der Raster- und Ständegeist duldete kein Uebertreten der Schranken, welche ein Stand dem andern zog. So ließ dann der Handwerker in die Zunftstube niemand ein als Meister und Gesellen des Gewerkes, und die Patrizier gründeten sich ihre Trinkstuben in den Rathhäusern oder in Gebäuden, zu denen außer ihnen niemand Zutritt hatte. Und um Fremde nur ja sicher fernzuhalten, ward die Trinkstube allmählich mit einem Gewirz zünftlerisch-ständischer Regeln umgeben, so daß sie etwa den streng abgeschlossenen Casinos glich, bei denen eine sorgfältige Ballotage über den Eintritt eines Neuen entschiedet.

Höchst komisch wirkt das Gravitatische, womit der „gute Bürger“ auch in der Trinkstube antrat. Seine Trinkstube hatte einen obersten Stubenherrn, zu welchem Amt oft der Bürgermeister ausersehen war. Drei Stubenmeister standen ihm zur Seite, und man sah darauf, daß sie den würdigsten Geschlechtern angehörten. Wie die verknöcherten Zunftmeister bei ihren Lehrlingen die „Ahnenprobe“ anstellten, so wurden in den Trinkstuben zu Stubenmeistern nur Personen gewählt, die durch Geburt und Ehe mit den Geschlechtern der Stadt eng verbunden waren. Ihre Wahl ging stets in einem peinlichen Amt mit größter Sorgfalt vor sich. Sie hatten dann die Trinkstuben-Ordnung sowie die oft kostbaren Möbel und Geräte der Stube aufzubewahren, den Satzungen der Ordnung Geltung zu verschaffen, Streitigkeiten zu wehren. Sie waren regelrecht in Pflicht genommen und in der Stadt Torgau wird ihnen beispielsweise zur Pflicht gemacht, „auch das beste Bier, so ste bekommen mögen, laufen, und in deme weder Günst, Liebe, Freundschaft oder Feindschaft ansehen“. Dem Rat müssen sie am Jahreschluß Rechnung legen. Diese Trinkstuben waren eben mehr als bloße Gelageorte. Hier sprach man sich aus, in diesen Konventikeln wurde die Politik der Stadt gemacht. Deshalb ward auch so peinlich darauf gesehen, daß kein Unberühener die Trinkstube betrete, ein Gebahren, welches alle Klassen beobachteten, und als die Kämpfe der Handwerkergeleiten gegen die Zunftmeister begamen, fingen die Gesellen in allen Städten damit an, sich eigne Trinkstuben zu bilden und ihren Trinkpokal, oft nach hartem Streit, aus der Zunftstube in ihre eignen Räume zu bringen. In vielen deutschen Städten wurde ein Teil der Ratsherren offiziell in den „Bürgerstuben“, den Trinkstuben der alleingeseßenen Bürger, gewählt.

Alle Trinkstuben hatten ihren eignen Wirt, den Stubenknecht oder Schenk. Er wurde von der Gesellschaft besoldet, verwaltete dafür das Haus, lieferte Essen und Trinken „um ein gebühlich Geld“, sammelte das „Stubengeld“, d. h. die Mitgliederbeiträge zur Unterhaltung der Trinkstube ein usw.

Aus den Trinkstuben-Ordnungen kann man charakteristische Beiträge zur Sittengeschichte der Zeit sammeln. Der Umstand, daß sie alle das Tanzen und Haderen, Fluchen und Schwören verboten oder unter Strafe stellten, zeigt, daß es meist in den Trinkstuben recht hoch herging. Und wie konnte es auch anders sein bei den Stadtbürgern, des 15. und 16. Jahrhunderts, deren geringe Bildung meist jedes raffinere Gespräch unmöglich machte. Bei gewöhnlichen Zusammenkünften war das Saufen die Hauptsache. Der ehrenfesteste Trinker trank seinem Nachbarn aus „Ganzen“ und „Halben“ zu und hatte ihn dann der Klauß gepackt, so wiederholte bald die Trinkstube von dem Toben der Streitenden. Wer kannte die nützlichen Ursachen? Vielleicht war's ein Streit um den Luther, vielleicht hatten zwei, entgegen dem Verbot der „Ordnung“, über das „heilige Evangelium“ diskutiert und waren dabei bald hitzig aneinander geraten. Vielleicht hatte der Nachbar eine Gesundheit nicht erwidert und der Ausbringer hatte ihm darauf den Krug Bier oder Wein über den Kopf gegossen. Genug, der Streit war immer da, und oft nahm er einen schlimmen Ausgang, denn Stuhlbeine und Messer waren bei ihm die Hauptargumente. Deshalb verboten einzelne Ordnungen das übermäßige Zutrinken. Andre suchten die hitzigen Dispute fernzuhalten, wie z. B. in Torgau, woselbst festgesetzt war, daß jeder, der über den Rat der Stadt rassistierte, vom Stubenherrn dem Rats angezeigt werden müsse, damit sich dieser „mit weiterem Ernst und gebühlicher Strafe zu erzeigen wisse“. Dem oft blutigen Ende gelegentlicher Kaufereien suchten die Ordnungen vorzubeugen durch Bestimmungen, wonach die Besucher der Trinkstuben ihre Wehre vor Betreten abzulegen hatten, ferner auch keine heimlichen Waffen bei sich tragen durften.

Zum Trinken und Fluchen gesellte sich als Drittes das Spielen. Vorgeblich versuchten die Ordnungen dem letzteren ein Ende zu machen; immer wieder und überall wurde dem Spiel geföhnt. In Augsburg

stieß man einen Bürger aus der Herrenstube aus, weil er mit Würfeln und Karten einmal 7800 Gulden verthut. Des Schenken Amt war nur, zum Spiel die Karten zu liefern, aber wenn's hoch herging, mußte er wohl Geld darleihen und Spielschulden austreiben. Mit dem Verbieten des Spiels hatten die Ordnungen kein Glück.

Wenn die Dunkelheit eintrat, erstarb in den engen winkligen Straßen der Städte alles Leben. Dann schloß sich auch die Thür der Trinkstube, denn es war strenges Gebot, daß nach Eintritt der Abendstunde nichts mehr verschluckt werden durfte. Dem biederen Stadtbürger, der mit den Süßnern aufstand, war jedoch auch diese Stunde spät genug, und er schwankte ebenso schwer geladen seinem Heim zu wie der Bierphilister von heute.

Ihre höchste Blüte erreichten diese Trinkstuben des städtischen Herrtentums in den Handelsstädten, in denen ein reiches Bürgertum saß. Die Vornehmsten desselben bildeten die „Artusbrüderschaften“, die sich um die „Artushöfe“ gruppieren, wohl auch kurzweg „Junlerhof“ genannt. Sie knüpften an die glänzende Tafelrunde an, welche die Sage dem mythischen König Artus in England zuschrieb, der der Held des walisisch-bretonischen Sagenkranzes ist. Solche Artushöfe gab es nicht nur in England, Deutschland, sondern auch in den Niederlanden, Frankreich und Spanien. In Danzig, Thorn u. sind noch heute die hallenartig gebauten Artushöfe zu sehen.

Wenn aus den einzelnen Städten, in denen mehrere Trinkstuben — solche der Geschlechter und solche der Handwerkerbürger — vorhanden waren, uns viele Fälle gemeldet werden, in denen sich die Trinkstuben unter einander beföhelten, ja der Stadtadel sogar den Handwerkern die Errichtung von Trinkstuben untersagen wollte, so charakterisiert sich darin nur der ständische Kampf. Die Kunsthandwerker mit ihren Lohnarbeitern waren die eigentlichen Träger des städtischen Lebens, die Geschlechter aber die bevorrechtete Kaste, die alle Macht in Händen hatte und sie einseitig zu ihrem Vorteil ausnutzte. Dazu kam die Verachtung, die der Bevorrechtete dem Handwerker gegenüber an den Tag legte. In manchen Trinkstuben der Städte wurden, laut genehmigter Satzung, nur solche Bürger aufgenommen, die ihre Existenz ohne Ausübung der Handwerksfähigkeit hatten. Wüßten die Handwerker, daß auf der Trinkstube der städtischen Ehrbarkeit irgend ein neuer Klügel beraten wurde, so tobte in der Kunststube wilde Erregung. Freilich verhielten sich die Handwerksmeister gegenüber ihren Gesellen nicht besser, wie die Ehrbarkeit der Stadt ihnen gegenüber. Wo sie den Rat der Stadt und damit die Macht in Händen hatten, verboten sie ihren Gesellen die Trinkstuben, weil sie die Seele des organisierten Kampfes der Gesellen waren. In Mainz, Worms, Speier, Frankfurt ließen sie die Gesellen gar schwören, zu keinen andern als kirchlichen Zwecken zusammen zu kommen. In der zu Straßburg beschlossenen Knechte-Ordnung einer großen Zahl von Städten lautete eine Bestimmung: „Es sollen auch alle Handwerksknechte und andre dienende Knechte hinfort keine Trinkstube oder gebingte Häuser oder Gärten, auch keine Gesellschaft mehr haben, in der sie zusammengehen, es sei zu Ehren und sonst in keinem Weg bedrohlich“. Auch zu Frankfurt verbot der Rat ausdrücklich den Knechten und Tagelöhnern, Trinkstuben zu halten. Wer ihnen trotz des Verbotes ein Haus oder eine Trinkstube herleiht, solle mit der hohen Strafe von täglich einem Gulden belegt werden. In einer Abschrift dieses strengen Verbotes sind elf seitdem erlaubte Stuben eingetragen, darunter die der Gartenknechte und der Sackenhäufener Knechte.

So wurden die Trinkstuben verboten, wo sie ernstlichen Zwecken dienten, nicht etwa, um die Wöllerei zu bekämpfen. Denn diese war in jener trinkfesten Zeit allgemein verbreitet und Fürsten und Adel gingen darin dem „gemeinen Mann“ mit unedelm Beispiel voran. Als Wilhelm v. Oranien 1561 Anna von Sachsen heiratete, die später im Säuerwahnstium starb, gingen bei der Hochzeit 3600 Eimer Wein und 1600 Fässer Bier auf. Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen veranstaltete oft „Wettlaufen“, bei welchem sich mancher Teilnehmer Krankheit und Tod holte. Der Landgraf Moriz von Hessen war zwar der Stifter eines Mäßigkeitsordens, verwarf aber dessen gute Grundsätze fortwährend. Er besuchte einmal den Kurfürsten von Brandenburg in Berlin und der Chronist erzählt von ihm, daß Herr und Knechte nach zehntägigem Aufenthalt von dort „so mächtig voll nach Spandau zogen, daß sie fast das Spandauer Thor nicht finden konnten“.

Das Beispiel wirkt auf die Volksmassen und so ist es kein Wunder, daß die Christen aus allen Städten Aehnliches zu melden wußten. Das drohligste Beispiel dieser Art ist jener Beschluß des Rates von Nürnberg von 1540, nach welchem „ein Wägelein“ angefertigt wurde, um die täglich auf den Straßen umherliegenden zahlreichen Betrunknen fortzuschaffen. Dies scheint auf den Durst der Nürnberger jedoch eher fördernd als hindernd gewirkt zu haben, denn 1550 mußte der Nürnberger Rat an die Gewerksmeister eine Mahnung erlassen, „ganz väterlich und getreulich, sich des überflüssigen Trankens und Weintrinkens, sonderlich an Werktagen, zu enthalten.“ Selbst die Frauen beteiligten sich an dem Zechen. Dem Kurfürsten Christian II. von Sachsen riet sein Schwert, der Rheingraf v. Salm, da die Hofdamen stets bei der Tafel säßen, so sei es billig, „daß sie an den Rauschen ebenso teilnahmen.“ Auch sonst wird uns viel vom Trinken der Frauen berichtet.

Doch würde es sehr irrig sein, aus einzelnen Beispielen zu folgern, die Trinkstuben seien der Mittelpunkt der häufigen Wöllerei

gewesen. Diese war vielmehr nur ihre Ausartung. Je länger die Trinkstuben bestanden, desto mehr wurden sie Organisationen streng abgeschlossener Kasten, ob es nun Patrizier, Zunfmeister oder Handwerksgehilfen waren, zur Verachtung ihrer Interessen. Nicht zur Gesellschaft der Trinkstube zugelassen zu werden, war eine Acht, die schwer auf dem Betroffenen lastete.

Als Produktion, Handel und Verkehr die Schranken der Städte-Ordnung und des Kastensystems zerbrachen, verloren auch die Trinkstuben ihre Bedeutung. Der Tisch des öffentlichen Wirtshauses siegte über den Trinkstübentisch, seitdem die Standesunterschiede verschwammen. Die Trinkstuben erhielten sich nur noch als alt-schwerwürdige Ueberlieferungen des Stadtabels, der sich nun noch strenger abschloß wie ehedem. So wurde in Frankfurt a. M. in der Trinkstube Frauenstein gegen Ende des 18. Jahrhunderts der Adel zur Bedingung der Aufnahme in die Gesellschaft gemacht. In den Trinkstuben anderer Städte führte man wenigstens gesonderte Tische ein: für den Adel, die Ratsherren, für fremde angesehene Gäste. Aber die alte Bedeutung der Trinkstube war längst verschwunden, weil die Zeit eine andre geworden war. — E. R.

Kleines Feuilleton.

pr. Frühlingsgewitter. Die leidenschaftliche Stimme des Frühlings hatte mich aus dem Schlafe gerissen. Er, der liebliche und zarte, der in unzähligen Versen als sanft und friedlich schmachend besungen, hatte eine gar unparlamentarische Sprache angenommen und benahm sich so plebejisch, wie ein ungeschliffener Revolutionär nur immer thun kann. Sein gewaltiges Organ donnerte in den grauen Morgen und flammende Diefenpfeile warf er mit mächtigem Arm in die widerstrebenden Schatten der Nacht.

Schwere, dicke Tropfen prasselten unaufhörlich hernieder und tranken die durstige Erde und die kaum erwachten oder noch in ihr schlummernden Keime mit dem fruchtbaren Lebenssaft, der, alles Entwicklungsfähige dort unten revolutionierend, die Poren der Acker, Gärten und Wiesen durchdringt und zu buntem Leben das in tote Winternacht gebannt Gewesene treibt. So sah ich's vor meinem inneren Auge.

Thatsächlich stand ich am offenen Fenster und blickte in einen engen, noch von trüber Dämmerung erfüllten Hof, einen Hof mit hohen, schmutzigen Wänden und schwarzen Fensterröhren, wie der Typus eines Berliner Hofes nun einmal ist. Auf einem kleinen Blumenbrett mir gegenüber ein paar verkümmerte Topfpflanzen mit frischen Trieben, sonst nichts, was an die gewaltige Unwälsung dort draußen im freien Gebiete der Mutter Natur erinnert. Ein einsamer Spatz hüpfte unruhig auf den Telephondrähten, welche den Hof überkreuzen, herum, — im übrigen keine Spur von Leben. Erstarrt, gleichgültig, wie leblos alles umher. Kein Echo in den Bergen grüßt hier den zornigen Bedruff des Frühlings; von todesähnlichem Schlafe scheinen Dinge wie Menschen befallen. Doch die großdenkliche Stimme dort oben schweigt nicht; wie ein einziges großes Feuermeer flammte zuweilen der ganze Himmel über mir auf und wirft einen rötlichen Schein auch in den trüben Hof hinab, daß er wie verklärt und belebt erscheint. Dann aber tobt und wettet es wieder mit kurzen Stößen in den dunklen Wollenschwaden dahin und schmale, grelle Blitze zuden herab.

Im ersten Stock des Vorderhauses öffnet sich behutsam ein Fenster; eine Nachtmöke kommt zaghaft zum Vorschein und zwei verätselte Augen und eine Nase wenden sich vorwärtswillig zum rebellischen Himmel. Dicke Tropfen klatschen respektlos auf den nengierigen Gesichtsvorprung. Ein zirrendes Schütteln des Kopfes — und der im Schlummer gestörte Hauswirt zieht sich unwirsch in die sichere Hut seines Schlagemaches zurück. Der Mann wollte heute eine Landpartie machen — Grund genug, dem rücksichtslosen Benehmen des donnernden Saujwindes seine Mißbilligung zu zeigen. Mein Hauswirt ist überhaupt kein Freund einer lauten Zunge — und die Sitzungen des Bezirksvereins sind ihm die liebsten, welche möglichst stumm und schnell in gemütliche Stützgruppen auslaufen. Wäre nur ein sachtcs Dämmerchen, ein mattes Blüthen — er ließe es sich vielleicht gefallen; aber das Leidenschaftliche, das Wahlofe, das Gewaltige, alles, was in dem mietskontraktlich geordneten Hirne keinen Anklang findet, ist ihm ein Greuel wie allen korrekten Menschen. Und das Gewitter ist in juristischem Sinne eigentlich sogar ihm gegenüber im Unrecht; denn die Luft über dem Hause gehört bekanntlich dem Hausbesitzer — zehn bis zwölf Meilen hoch, bis zur Grenze der Erdatmosphäre, oder, wenn's sein kann, bis zu den Sternen.

Schärfer wurden die Schläge, ankaltender die Pausen; es war, als famme sich die Kraft zu bewußtem, überlegtem Angriff, ehe sie mit der ganzen Intensität ihrer Macht sich in mächtig mahlendem Schläge entlud. Die Erde schien zu beben; das Haus zitterte unter dem gewaltigen Luftdruck; der Regen peitschte in mein Fenster. Eine Wohlthat schien mir die aus allen Wänden geratene, fessellose Leidenschaft der Natur; ein Sonntagsgesühl war mir's nach der grauen Eintönigkeit temperamentloser Alltags, die fast alle erhebende Stimmung verschlingen in ihrem gleichlösenden Gellapper und mit ewigstiften Anforderungen dem ins Weite strebenden Geiste

„Knüppel zwischen die Beine“ werfen. Es ist eine triviale Wahrheit: der Himmel ist meistens grau und unser Leben wie der April: spärlicher Sonnenschein, viel, sehr viel Regen. Erlösende, reinigende Frühlingsgewitter sind nicht häufige Erscheinungen der Natur und sehr seltene im Dasein des Einzelnen wie dem ganzen Völkern. Mit zu Boden geneigter Stirn gehen wir meistens dahin, Futter suchend wie das liebe Vieh; denn zum Lasttier ist der größte Teil der Menschheit geworden und — nicht ohne Bitterkeit müssen wir es gestehen —: Viele haben es gar zu gut gelernt, das Schweigende, sich in sich selbst verkrüppelnde Duldun!

Indifferent sind Viele wie ein grauer, nebliger Tag, den kein Sonnenstrahl durchdringt, kein Gewitter aufrüttelt. Bei andern wieder dominiert die alle menschliche Empfindung hochnastig verachtende Klügelei und Verstandelei, die mit spitzfindigen Redensarten zu töten versucht, was elementar ist wie ein Frühlingsgewitter . . .

Zu unsren belagerten Fremden schweifen die Gedanken. Was hat sie, die doch auch zu schaffen, zu dulden gewohnt sind, was hat sie gepackt, daß sie plötzlich den Rädern zu ruhen befehlen, daß sie ihr Gepäck von sich werfen und frierend und fordernd die Straßen erfüllen? Was ist's, ihr Ueberweifen und Uebervernünftigen, was hier vieltausendstimmig um sein Recht grollt, was in dumpfen, drohenden Lauten daherzittert und in jeder Stunde zu verzweifelter Schläge ausbrechen, mit Blitz und blutigem Flammenschein den Himmel erleuchten kann?

Wir fragen dich, staatsbehaltender Professor der Seelenkunde: was ist's? „Die aus ihrer Bewußtseins-Konzentration geworfene Volksseele?“ Wir fragen Euch, Ihr Ueberdiplomaten und Unterstaatssekretäre: was ist's? „Die Aeußerungen einer verkehrten Masse, die mit Kartätschen wieder zur Reison gebracht werden muß?“ Und Du, lieber Bruder in Christo: was ist's? „Eine bemitleidenswerte, sündhafte Verirrung; eine Folge der mangelnden Kirchengläubigkeit und der selbstherrlich aufgehobenen Duldepflicht?“ Sollte es nicht anders sein?

Wäre es nicht möglich, daß der unterdrückte, gemißhandelte Mensch es ist, der hier aufschreit, daß Euch die Ohren gelten?! Denn Ihr seid mir verdächtig: unter Eurem Doktorhut, Eurem Helm und Eurer Kapuze sieht die Nachtmütze meines Hauswirts hervor. Der Mann hat sieben Häuser und will ruhig schlafen. —

Uns aber dehnt sich die Brust im sicheren Glauben an die aufwärtsstrebende Menschheit, wenn die Frühlingsgewitter daherdomern, und freudig grüßen wir unsre kämpfenden, mutigen Brüder. Wie der Gewitterregen die Schöplinge der Erde mit Nacht ans Licht treibt, so möge aus dem Blute der gefallenen Opfer der gewollte Erfolg blühen. Denn nicht nur domern sollen sie, sondern fruchtbar müssen sie sein! —

Frühlingsgewitter! Frühlingsgewitter! —

Theater.

— **Wolzogens Dantes Theater. Neuheiten-Abend.** Früher hieß es „Novitäten-Abend“. Die germanistische Umtaufe hat an dem Melancholischen der Sache nichts geändert. Die drei neuen Einakter, die man am Montagabend vorgelesen bekam, waren allesamt reichlich um einen Akt zu lang. Bei dem öden Schwan „Das Kaiserfell“ von Leo v. Torn demonstrierte denn auch ein Teil des Publikums durch Zischen. Und wenn Hans Hans „Kleine Kammer“ und Fritz Brants „Vatillons-topf“ dann schließlich eine recht freundliche Aufnahme fanden, so ist jedenfalls die Ermüdungskraft der beiden Dichter ganz unschuldig daran. In der „Kleinen Kammer“ lachte man über Marcell Salzer, der einen Geistesbruder seines zänklich-ängstlichen „Gasenpfoten“ belden, sehr drohlich als betrogenen Ehemann tragierle, in dem „Vatillons-topf“ über den strammen Drill, mit dem der Trinkkomment der Herren Offiziere, vor allem das Zuplappen der Seidenedel auf der Bühne erduldet wurde. Die Rangverhältnisse, vom Fährlich aufwärts bis zum Major und General spiegelten sich symbolistisch und bedeutsam darin wieder. Aber der Witz, dem eine hübsche satirische Absicht zu Grunde liegen möchte, wurde zu Tode geritten. Er spitzte sich zu keiner rechten Schlüsselpunkte zu. — **Charlotte Marga, Bocken Lajson und Lina Abarbanell** traten, lebhaft bellatscht, als Wiederfängerinnen auf. Mit der Wadslly, die nach kurzem Debüt auf dieser Bühne mit einem Teil der Truppe jetzt wohl auswärts gastiert, kann sich keine auch nur entfernt vergleichen. Auch Fel Abarbanell nicht, die jetzt als „Stern“ an Wolzogen-Theater zu gelten scheint und einen ungewöhnlich lauten Beifall erntete. Das Orchester in Betonung, Mienenenspiel und Geselle läßt bei all' ihrer Gesangstechnik nirgends eine reine, unbefangene Wirkung ankommen. — **Dann gab's noch einen „Mädchenreigen“, ein neues „pantomimisches Tanzdrama“, das alte, mit einem Paaren neuen Bildern aufgefärbte satirische „Schattenbänkel“ und, um das Beste zuletzt zu nennen, Recitationen von Marcell Salzer darunter diesmal auch ein scharf-politisches Gedicht des alten Freiheitsängers Sallet. —**

Völkertunde.

k. Zu den merkwürdigsten Delikatessen, die manche Völkertämme noch heute genießen, gehört, wie ein New Yorker Blatt erzählt, ein Salat, der aus unverdaulichem Moos bereitet wird, das man dem Magen eines frisch getöteten Renntiers ent-

nommen hat. Dieser Salat wird von den wilden West-Inuits, die im nordwestlichen Grönland wohnen, als ein besonderer Genuß angesehen. Der Inuit schätzt diesen scharfen Salat so sehr, weil er sonst ganz von Fisch- und Fleischnahrung leben muß. Aus dem entgegengesetzten Grunde haben die Zwergvölker des großen Kongowaldes, die nur von Gemüse leben, eine Sucht nach Fleisch, die sie es in allen Formen genießen läßt. Ein toter Hund, der verkaufte Leichnam eines gefallenen Jagdieres ist für sie ein Futtermittel. Unter den Apachen ist rohes Stinktier die köstlichste Delikatesse. Zur Zeit, wenn diese übertriebenden Tiere in den Schluchten zusammenkommen, werden große Treibjagden veranstaltet, und oft werden Hunderte lebend gefangen und zu je zwei zusammengebunden und heimgebracht. Bei den wilden Banunguato ist die Ankunft eines Henschreden-schwarmes ein herrliches Fest. Am frühen Morgen, vor Sonnenanfang strömen alle Frauen und Kinder auf den Futterplatz der Insekten und töten Millionen Henschreden mit Netzen. Die Tiere werden mit dem Rechen zusammengescharrt, in Palmblattkörbe geschaufelt und im Triumph heimgetragen. Dort werden ihnen die Beine und Flügel ausgerissen, die Leiber in der Tropensonne ausgetrocknet und zu Pulver zermahlen. Dieses wird dann in viel Wasser gelocht, bis es das Aussehen und die Beschaffenheit von einem dicken Weizenmehlsbrei hat. Die ganze Gemeinde ist von dieser Delikatesse, und das Sämannen wird so lange fortgesetzt, bis der Henschredenvorrat erschöpft ist. Am Fuße der Allgäuberger in Ostindien leben die Frulas, die primitivsten Inder. Das Wort „Frula“ bedeutet „Schwärze“ oder „Dunkelheit“, „Barbarei“. In ihrem Aeußern haben sie alle Merkmale der Wilden; sie bebauen den Boden nicht und besitzen weder Vögel, Felle noch Speere, Sie haben nur eine Delikatesse. Wenn nämlich der Monsun über das Land hereinbricht und die Sümpfe, in denen die Frulas leben, Secu werden, erscheint in ungeheurer Menge eine Art großer schwarzer Siliwasser-Schnecke. Sie ist sehr fett und saftig, und die Frauen bereiten daraus eine Art dicker Leimiger Suppe. Fünf Wochen lang lebt die Horde von diesem Lederbissen, und dabei werden sie geschmeidig und mürbe. Dann verschwinden die Schnecken so schnell, wie sie gekommen sind, und mit einem Seufzer des Bedauerns nimmt der Frula seine gewöhnliche Kost wieder auf, die aus jungen Bambusprossen, Matten, Röhren, Fischen und Abfällen besteht. Wenn ein Angehöriger des Galkastammes seinen Freunden und Verwandten ein außergewöhnlich großes Essen geben will, tötet er eine Kuh, schneidet den ganzen noch warmen und zuckenden Körper in kleine Stücke und schmort sie mit einer Art Sauce aus Butter und rotem Pfeffer. Das so bereitete Fleisch soll auch Europäern schmecken und wird von den Eingeborenen als erlesener Genuß angesehen. —

Humoristisches.

— **Verständnapp.** Frau (die von der Reise zurückkehrt, Schimpfend): „Du hast hier im Zimmer geraucht, ich rieche es!“
 Mann: „Unmöglich, Welle . . . und außerdem steht schon seit drei Tagen das Fenster offen!“ —
 — **Der schrecklichste der Schrecken.** „Am schrecklichsten muß es sein, unter dem Pantoffel eines Ueberweibes zu stehen.“ —
 — **Bei der Schmiere.** Theaterdirektor (zum Schauspieler): „In dem neuen Stück sollen Sie den Dorfschump spielen, Meier, . . . ich leihe Ihnen meinen Sonntagssrod dazu!“
 („Wegendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Die Bibliothek deutscher Privat- und Manuskriptdrude vereinigt nach einer Meldung des „Centralblattes für Bibliothekare.“ schon über 6000 Nummern und soll in der kgl. Bibliothek zu Berlin gesondert aufgestellt werden. —
 — **Ueberbrettli's Ende.** Auch Wolzogen beabsichtigt in seinem „Guten Theater“ in der nächsten Spielzeit vorwiegend Theaterstücke, Ein- und Zweiaakter zu geben, an die sich ein sogenannter „Winter Teil“ anschließen wird. —
 — **Hauptmanns „Weber“** wurden bei ihrer Erstaufführung (durch das Weithaler-Ensemble) in Leipzig mit stürmischem Beifall aufgenommen. —
 — Die Verdi-Festspiele nehmen am 4. Mai mit „Un ballo in maschera“ ihren Anfang. —
 — **Josef Wraczels neue Oper „Der gläserne Pantoffel“** erzielte bei der Erstaufführung in Brünn einen starken Erfolg. —
 — **Preisgekrönt bei dem Wettbewerb um ein Plakat für die deutsche Städte-Ausstellung Dresden 1903** wurden F. Nigg in Berlin (Erster Preis; 600 M.), Oskar Popp in Dresden (Zweiter Preis; 500 M.) und Paul Röhrer und Gottl. Gottfr. Klemm in Dresden (Dritter Preis; 400 M.). —
 — Eine österreichische wissenschaftliche Expedition wird sich im Herbst nach Nordbrasilien begeben. —